

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte

**Band:** 15 (1935-1936)

**Heft:** 12

**Artikel:** Ernst und Friedrich Georg Jünger

**Autor:** Brock-Sulzer, Elisabeth

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-158060>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Ernst und Friedrich Georg Jünger.

Von Elisabeth Brock-Sulzer.

Celui qui veut marcher dans le vide, doit s'assurer d'abord qu'il ne croit pas au vide. Julien Green, „Minuit“.

Diese Hefte versuchten lebhaft das Gesicht eines deutschen Verlags nachzuzeichnen, der eine ganz bestimmte, klar faßbare Ausprägung aufweist, den Corona=Verlag. Ganz am andern Ende der Reihe deutscher Verlage findet nun die „Corona“ einen solchen nicht geringerer Ausprägung, gleichsam ihre Gegenposition und ihr dem Wesen nach erfeindlich, den Widerstands=Verlag. Nicht um eine Übersicht über die Werke, die dieser Verlag herausgebracht hat, soll es sich in den folgenden Seiten handeln, sondern um eine Einführung in die Welt derjenigen Schriftsteller, die ihn zu stärkt kennzeichnen. Und wenn wir gleich eingangs bemerken, daß der eigentlich führende Geist dieser Gruppe, Ernst Jünger — er ist zwar zufällig nicht im Widerstands=Verlag erschienen — in letzter Zeit die Zeitschrift der „Corona“ um einen ihrer wesenhaftesten Artikel bereichert hat, so stehen wir schon mitten drin in der Problematik der Widerstandsgruppe.

Bevor wir aber die Gestalt Ernst Jüngers genauer umreißen, nehmen wir uns ein Bilderbuch zu Hilfe, das der Widerstands=Verlag herausgegeben hat: A. Paul Webers Zeichnungen, Holzschnitte und Gemälde<sup>1)</sup>. Wir finden in ihm Bildnisse der am meisten hervortretenden Leute des Kreises: der Brüder Jünger, Otto Petras', Ernst Niekisch's z. B. Wir finden in ihm aber auch die ganze Atmosphäre des Kreises: das Fronterlebnis, die Ahnung kommenden Krieges, die Demaskierung des Bürgers durch den Tod, die politische Persiflage gegen wohlgenährte Ahnungslosigkeit jeder Art. Es ist ein Buch, in dem eine starke Einheitlichkeit der Erlebnisfärbung einer merkwürdig schwankenden technischen Vielfalt entgegensteht; ganz malerisch empfundene Zeichnungen stehen neben der Wiedergabe von Gemälden, bei denen man sich kaum bewußt wird, daß ja ein Hauptelement, die Farbe, fehlt. Der Stil der „neuen Sachlichkeit“ steht neben an Daumier, Gustave Doré oder Slevogt gemahnenden Blätter. Einheitlich ist aber die Lust des Buches, die von einer einzigen Gewalt durchtränkt scheint, von der des Todes. Ob das Gesicht des Todes aus einer rocaille=verzierten Theaterloge als „Gelächter“ herausblickt, ob er als Clown die „Glanznummer“, eine Granate nämlich, vorführt, ob er als Kunstreiter in der Manege kreist, ob er unsichtbar hinter von zukünftigen Greueln Gehezten herläuft oder als grausiges Tier die Pest spielt, es besagt im Grunde immer alles dasselbe, die Verfallenheit dieser Welt, angesichts welcher jede Zutraulichkeit

<sup>1)</sup> A. Paul Weber, Zeichnungen, Holzschnitte und Gemälde, Berlin 1936.

des Menschen ans Leben lächerlich wirken muß. Nicht lächerlich ist das tapfere Tun des Menschen mitten im Unsinn, etwa die Ablösung im Felde, oder auch — seltsam genug — jener Soldat im Stahlhelm, der inmitten völliger Zerstörung auf Munitionskisten sitzend Klavier spielt, „Hoplal Kultur“ nennt sich das Blatt. Auch die Schachspieler sind nicht lächerlich, nicht nur, weil es sich offenbar in ihnen um Portraits handelt, sondern weil da das Spiel jenen Charakter abstrakter Lebensferne an sich hat, die den Streit zwischen Sinn und Unsinn gar nicht erlaubt. Auch bei Ernst Jünger werden wir diese drei Elemente von der Zerstörung ausgenommen finden: Tapferkeit, Bekenntnis zum Geist mitten in einem geistfeindlichen Tun und die Klarheit des Spiels, das sich bei Jünger etwa in der sprachlichen Leidenschaft ausdrückt.

Es gibt einen Aufsatz Ernst Jüngers über Rubin „Die Staubdämonen“, der mit wenigen Änderungen hätte als Vorwort zu den Zeichnungen Webers dienen können. Leider hat Hugo Fischer Bemerkungen zu der Kunst Webers geschrieben, die alle Eigenheiten dessen tragen, was die Franzosen eine literarische „Chapelle“ nennen. Sämtliche Leitbegriffe der Gedankenwelt eines Ernst Jünger finden sich da verwendet, aber obenhin wie Kleingeld. Es zeigt sich darin die ganze Gefahr gedanklicher Inzucht, umso gefährlicher als hier die Wertgrößen, die verallgemeinert werden, Formulierungen eines höchst einzelnen und persönlich zugespielten Geistes sind. Das ist etwa, was sich an Fischers Ausführungen anzumerken lohnt. Andere Dinge gehören ins Gebiet der politischen Pathologie oder der krassen Unwissenheit und stehen dem Verlag und seinem übrigen Niveau wenig an.

Immerhin ist es vielleicht ganz gut, in Jüngers Gedankenwelt einzutreten mit dem Nachgeschmack der Seiten Hugo Fischers auf den Lippen, erweist sich doch darin sofort, was aus Jüngers Ideen wird, wenn sich ihrer eine bürokratisch verallgemeinernde Geistesart bemächtigt. Und da eine Seite deutschen Wesens die bürokratisch verallgemeinernde ist, so zeichnet sich mit mathematischer Sicherheit hier eine Zukunftswirkung der Ideen Jüngers an. Man braucht übrigens auch nur einen Blick zu werfen auf einzelne Blätterstimmen, die Jüngers Werke zur Folge hatten, um sich dasselbe noch einmal vor Augen zu führen.

Es ist schwer, über Ernst Jünger zu schreiben, und aus verschiedenen Gründen. Erstens baut sich seine ganze Welt auf ein einziges ungeheuerliches Erleben auf, auf den Krieg, in dem sich dieser Mensch mit ungewöhnlicher Tapferkeit geschlagen hat. Es könnte also jedem Kritiker von Seiten des Autors gesagt werden, er solle erst einmal Ähnliches erlebt und er kämpft haben, bevor er wage zu reden. Dazu ist zu sagen, daß sich freilich Bescheidenheit und Ehrfurcht geziemt vor solcher Bewährung, daß es aber nicht im Sinne dieser Ehrfurcht liegen kann, die Nötigung eigenen Denkens zu verleugnen. Der Krieg ist eine Seite des Lebens, und keiner, der ihn nicht erlebt hat, weiß, wie er darin bestände, und jeder tut gut daran, anzunehmen, daß er vielleicht gar nicht gut bestände. „Wir müssen damit

rechnen, daß der Tod uns in unserer schwächsten Verfassung entgegentritt.“ Aber hieße das nicht doppelt feig sein — einmal aus dem Richterleben und das zweite Mal aus dem Sichversagen heraus —, wenn wir uns dann dazu bewegen ließen, die Gedanken, die ein ehrlich und sachlich gelebtes, vielleicht oft glückliches Leben gibt, nicht auszusprechen und sie nicht jener andern Seite des Lebens entgegenzuhalten?

Die zweite Schwierigkeit, die sich bietet bei der rationalen Betrachtung der Schriften Jüngers, ist die, daß Jünger selbst einer solchen immer wieder in die Arme fällt mit der Ansicht, jedes Erklären, Analysieren von Kunstwerken sei zerstörend und literatenhaft. Auf solche Ideen antworten zu müssen, berührt gerade einem Ernst Jünger gegenüber merkwürdig, dessen Stil ja keineswegs jene vom Himmel gefallene Unschuld zeigt, wie sie eine rein intuitive Kunstrichtung allein gelten lassen wollte und welche deshalb die auch ihr selbstverständliche Arbeit an der Sprache schämig verbarg. Nur die endlichen Geister brauchen die Kritiker zu fürchten, an allen andern macht ehrfürchtige Kritik und Zerlegung nur die Uner schöpflichkeit und letzte, wunderbare Unteilbarkeit des Werkes offensichtlicher. Je näher man an einen Berg kommt, desto höher scheint er. So ist es auch mit großen Werken der Kunst. Und an einem sauber geschliffenen Kunstverständ schärft sich die Intuition, um ihn immer wieder herausfordernd zu übertreffen.

Die dritte und eigentliche Schwierigkeit aber liegt ganz in Jünger selbst, darin nämlich, daß sein Denken und sein Ausdruck eigentümlich zusammengesetzt sind aus Gestalthaftem und Zersezttem, d. h. aus Erlebnisstücken, die bildhaft mitgeteilt werden, und Gedankenbrücken, Gedankenfäden, die die verschiedenen Erlebnisse verbinden. Das ist äußerst reizvoll, wirkt aber leicht täuschend dort, wo Jünger Anspruch erhebt auf philosophische Systematik. Denn da ist es dann einfach möglich, daß an den Kreuzwegen des Denkens sich plötzlich der konkrete Erlebnisfall einstellt, der das Sowohl-Als-auch der wahren Verhältnisse ersetzt durch ein „So war es, also so ist es“. Selbstverständlich ist jede Philosophie, die nicht dauernd sich verwurzelt, ja sich verhaft im wirklichen Erleben, eitel und damit falsch. „Vom Strome des tieferen Lebens, der ihn trägt, und nicht durch sich selbst erhält der Gedanke seine Feinheit, Wucht und Gefährlichkeit.“ Jedoch heißt das noch nicht, dem Inhalt des Erlebens eine widerstandslose Bestimmungsmacht über die Richtung alles Denkens zugestehen. Wer äußerste Dinge erlebt hat, soll dadurch sich sein Verantwortungsgefühl im Denken schärfen lassen, aber es ist damit noch nicht gesagt, daß er nun von diesem Anlaß und Stoff des Denkens keinen Augenblick loskommen sollte.

Doch versuchen wir endlich, jenen einzigen Nenner zu finden, den Jünger für sich und für jeden Schriftsteller, der diesen Namen mit Ehre trägt, nach dem Worte Pascals in Anspruch nimmt. In seinem ersten Buch „In Stahl gewittern“<sup>2)</sup> legt er gleich auch literarisch den Grund

<sup>2)</sup> Widerstandsverlag Berlin 1935.

seines Wesens bloß: das Kriegserlebnis. Ein seltsames Buch. Unge schminkt gibt es den Krieg in all seinem Grauen unter Verzicht auf psychologische Ausdeutung, ohne Ausrichtung nach irgendeinem Hintergedanken wie Pazifismus oder Patriotismus oder auch Kameradschaft, obgleich gerade diese Macht mit aller Größe sich abzeichnet. Der Leser lebt das mit, ihm stockt der Atem, er lechzt nach einem Worte der bewertenden Entscheidung, nach einem: Nie dürfte so etwas wieder geschehen! oder sogar auch nur: Solches ist die abgrundige Lage des Menschen — aber er hört es nicht, dieses Wort, er darf sich nicht erholen in allzu prompter Selbsterlösung durch den folgernden Gedanken.

Es kann nach diesem Buche nicht verwundern, daß Ernst Jünger der Übersetzung von Roger Verceles „Capitaine Conan“<sup>3)</sup> empfehlende Worte mitgegeben hat, da dieser mit dem Goncourtpreis ausgezeichnete Roman so sachlich die Lage des geborenen Kriegers beim Übergang in den Frieden darstellt. Wenn Jünger selbst immer wieder auf das gegenseitige Sich ablösen von Krieger und Soldat in seiner eigenen Seele hinweist, so ist in diesem Roman diese Zweihheit auch in zwei Individuen verlegt. Das Buch vereinigt die reife Technik des französischen Romans mit der Unbestechlichkeit des Kriegserlebnisses und paßt ebenso gut zum Goncourt preis wie zu der Beheimatung im Widerstandskreis. Die Ausstattung durch Weber ist bezeichnenderweise restlos angemessen, die Übersetzung eine den Zähnen zu reißen,“ dieses Wort Ernst Jüngers könnte man auch als Grundstimmung dieses Romans anführen, nur daß infolge der rein kriegerischen Veranlagung Conans dieser vom Frieden in tragischer Umkehrung zum verfetteten Spießer verwandelt wird, während Ernst Jünger durch das vernünftig Soldatische und humanistisch Bürgerliche seines Wesens gerade die besten Werte des Kriegers hinüberretten durfte in das, was wir heute Frieden nennen.

Der nächste Schritt in Jüngers Werk nach den „Stahlgewittern“ ist der merkwürdige und vielleicht aufschlußreichste Band „Das abenteuerliche Herz, Aufzeichnungen bei Tag und Nacht“<sup>4)</sup>. Der Titel läßt klar die beiden Elemente erkennen, die dieses Buch und den Menschen, der dahinter steht, bestimmen: das Element der Bewegung und das Element der Nacht. Jünger bekennt sich immer wieder zu einer dynamischen Weltanschauung. Für ihn ist schlecht besser als farblos, bös besser als stumpf, und das einzige Bibelwort, das er zitiert, ist das von den Lauen, die ausgespien werden. Für ihn ist gegenüber dem „musealen“ Bewahrungseifer des bürgerlichen Zeitalters der Ruf des Deutschen als eines Verstörers von Kathedralen ein Ehrentitel. Für ihn ist der Marquis de Sade genießbarer als Rousseau, der Anarchist wesenhafter als der (deutsche) Kommunist. Für

<sup>3)</sup> Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin.

<sup>4)</sup> Gründsberg-Verlag Berlin 1929, jetzt Hanseat. Verlagsanstalt Hamburg.

Jünger ist selbst der Krieg ein Gutes, man liebt ihn, „weil man der Wärme bedürftig ist — als einen Zustand erhöhter Temperatur“. Nur mit einer „dynamischen Moral“ kann man Erscheinungen wie Hexenprozesse oder das Blutvergießen von heute messen, denn jede Zeit hat den genauen Instinkt, welches Blut sie opfern und welche Lieder sie singen muß. Leider aber wird die innere Bewegtheit des Deutschen nicht recht frei, da er sie gleichsam in Bier ersäuft, in einem Rauschmittel, das nur die eine Eigenschaft des Einschlafers und nicht die des Anreizens hat. „Durch den Rausch spannt der Mensch gleichsam einen Schirm über sich aus, der ihn während seines Verkehrs mit dem Dämon verbirgt.“ Die Vitalität wird aber im Biergenuss herabgestimmt, der Dämon verscheucht. So müßten die Deutschen aufreizende Gifte ihrem Geschmack beigemischt bekommen, müßten wie der träge Stier in der Arena von Vanderillos gereizt werden. Bewegung ist das Erste und Nötigste, Bewegung, und führte sie hin zur Revolution, „die einen der Versuche des Lebens darstellt, sich in Zeiten der Erschöpfung die Reservequellen zu erschließen, die im Bösen verborgen sind“.

Immer ging mit dem Preis der Bewegung auch der des Dunkels einher. Nacht ist der Schoß alles Wesens. „Alles, was uns auf der Tagseite des Lebens an reifen Früchten zufällt, bildete sich auf der Nachtseite.“ „Drei Zustände gibt es, die Schlüssel zu allen Erlebnissen sind: den Rausch, den Schlaf und den Tod.“ War schon in den Kriegsaufzeichnungen Jüngers immer von dem Wechselspiel zwischen Tod und Rausch die Rede, so enthält das „Abenteuerliche Herz“ nun sehr wesenhafte Seiten über die verschiedenen Rauschmöglichkeiten des Menschen, über den Mechanismus des Traumes und des Schlafes, dieser Vorhallen des Todes. Von solcher Vorliebe für die Nachtseite des Daseins spricht auch die Auswahl, die Jünger unter den Schriftstellern trifft. Bei den Franzosen, wo sich solche Wahl ja besonders bezeichnend auswirken muß, spielen Pascal, Baudelaire, Huysmans und im Hintergrunde wohl auch Rimbaud ihre Rolle. Stendhal, den zu verstehen Jünger in vielen seiner Eigenschaften geschaffen ist, wird einmal vom Tisch gewischt mit dem aufschlußreichen Wort: „Es wird sich übrigens kaum lohnen, diesen (den nächsten Krieg) zu gewinnen, wenn wir bis dahin nicht, um einen literarischen Vergleich zu setzen, gelernt haben sollten, den ganzen Stendhal für ein einziges Hölderlinisches Gedicht, für eine einzige Hymne an die Nacht, für einen einzigen Absatz der kabbalistischen Prosa Hamanns dranzugeben.“ „Die Mathematik der Schlachten ist ein prächtiger Traum, in den sich das Leben stürzte, als ihm das Licht zu langweilig ward.“ Angesichts solcher Aussprüche kann einen dann auch nicht mehr die gleichstehende Reihe: deutsche Gemütlichkeit, deutsche Objektivität, deutsche Schlafrigkeit verwundern, und man erinnert sich eines Satzes aus Hugo Fischers Vorwort zu Weber: Jakob Böhme, Grimmenhausen, Leibniz, Bach, Kant, Nietzsche seien östliche Menschen. „Betrachte das Leben als einen Traum unter tausend Träumen, und jeden Traum als einen besonderen Aufschluß der Wirklichkeit. Dies alles vermagst du, wenn du über den magischen

Schlüssel verfügst.“ „Nichts ist wirklich und doch ist alles Ausdruck der Wirklichkeit.“

Mit dieser deutenden Grundhaltung geht nun Jünger an die heutige Zivilisation heran, die er in ihrem traumhaften, nachtwandlerischen Wesen erkennt. Er bezeichnet „den verwinkelten Traumzustand der modernen Zivilisation“ selber als sein Lieblingsgebiet. Moderne Menschen im Zustand der Ruhe, z. B. in einem Verkehrsmittel oder an einer Vergnügungsstätte erreichen „einen Grad der Versunkenheit und Verlorenheit“, wie er kaum in einer chinesischen Opiumhöhle anzutreffen sei. „Das ungemein Gleichartige und Typische dieses Ausdrucks verrät die Unentrinnbarkeit der Vorgänge und ihre Gemeinsamkeit im Entscheidenden; die großen Lebensräume sind wie Treibhäuser durch lustdichte, gläserne Mauern verwahrt. Daher fällt auch in ihnen die Besinnung so schwer, weil das Eigenartige des Zustandes in jedem Atemzug mit einfließen muß. Im Traum sind Erwägungen sehr selten, die sich nicht auf den Traum beziehen. Immerhin finden solche statt. Die Hoffnung des Erwachens aus seinen eigentlich ganz unmöglichen Erlebnissen ist es, deren Licht zuweilen wie ein Schimmer durch seine Maschen bricht. — Und die Ahnung, daß „alles dies“ eigentlich ganz unmöglich ist, hat doch wohl jeder von uns schon zuweilen gehabt? Die Ahnung, daß dieses Treiben durch eine kräftigere, durch eine heroische Bestimmung beherrscht und gerichtet werden muß? — Erwachen und Tapferkeit, das könnte auf unsern Fahnen stehen.“

Dieses Erwachen und diese Tapferkeit haben nun aber bei Jünger feinerlei bewahrenden Willen, im Gegenteil, für ihn ist die Arbeit am Sinne in einer Beschleunigung oder vielleicht auch nur vernünftigen Lenkung der Zerstörung zu sehen. Man darf „der Zivilisation nicht in die Zügel fallen“, im Gegenteil, man muß „Dampf hinter ihre Erscheinungen setzen“. „In der Summe dieser Vorgänge zeichnet sich die geheime Mathematik des letzten Krieges nach: Der scheint am meisten gewonnen zu haben, der am meisten verloren hat. Alle Menschen und Dinge dieser Zeit drängen einem magischen Nullpunkt zu. Ihn passieren, heißt der Flamme eines neuen Lebens ausgeliefert zu sein; ihn passiert zu haben, ein Teil der Flamme zu sein.“ Immerhin hat die Beschleunigung dieses Vorgangs, zu der Jünger oft hinzuneigen scheint, auch in seinen Augen ihre Gefahr, indem dann nämlich die Zerstörung nicht mehr Schritt hielte mit dem nachwachsenden Neuen, „mit jener tragischen Disziplin, zu der jeder sich selbst gegenüber verpflichtet ist“. In einem solchen Retardieren der notwendigen Zerstörung sieht Jünger die Lebensberechtigung mittelmäßiger und veralteter Köpfe in Politik und statischer Wissenschaftsbetrachtung. Aber im tiefen Sinne arbeiten wir alle, wie die Insekten an einem Baumstamm, am Werk der Zerstörung. „Es ist ein dunkles Weben und Pochen, in dem wir beisammen sind, und selbst in unseren schrecklichsten Feindschaften liegt noch eine tiefe Brüderlichkeit.“

Was aber liegt jenseits dieser Zerstörung, was ist das Neue, um dessen Willen der Anblick des Kriegsdämons gefordert wird, der wie die Dämonen am Eingang von Tempeln „der Seele die Gewänder des Denkens herunterreißt, auf daß sie nackt und zur völligen Hingabe bereit im magischen Raum des Glaubens erscheint“? Sind wir an den schmucklosen Altären des unbekannten Gottes? Oder führt der Weg ins neue Zeitalter ganz einfach zur Gestalt des „Arbeiters“<sup>5)</sup> und erschöpft sich in ihm durch neue Zerstörung, in der das Leben sich selbst zum Fraße nimmt?

Der Arbeiter ist der Träger der „totalen Mobilmachung“, wie ja der zukünftige Krieg ein solcher des Arbeiters sein wird. „Mit einem mit Lust gemischten Gefühl des Entsetzens ahnt man, daß es hier kein Atom gibt, das nicht in Arbeit ist, und daß wir selbst diesem rasenden Prozesse im Tiefsten verschrieben sind. Die totale Mobilmachung wird weit weniger vollzogen, als daß sie sich selbst vollzieht, sie ist in Krieg und Frieden der Ausdruck des geheimnisvollen und zwingenden Anspruchs, dem dieses Zeitalter der Massen und Maschinen uns unterwirft. So kommt es, daß jedes einzelne Leben immer eindeutiger zum Leben eines Arbeiters wird, und so kommt es, daß auf die Kriege der Ritter, der Könige und Bürger die Kriege der Arbeiter folgen, — Kriege, von deren rationeller Struktur und deren hohem Grad von Unbarmherzigkeit uns bereits die erste Auseinandersetzung des 20. Jahrhunderts eine Ahnung gegeben hat.“ Der Arbeiter ist auch im Frieden Soldat, wobei der Frieden nichts anderes als die potentielle Form des Krieges zu sein hat in einer Zeit alles beherrschender Technik. Denn die Technik ist angelangt bei ihrem tieferen Sinne. Noch versteckt sie sich weitgehend hinter der „scheinbar so übersichtlichen Maske der Vernunft“, aber es wird hinter der abblätternden Humanität ein „halb grotesker, halb barbarischer Fetischismus der Maschine“ sichtbar. „Insbesondere sind Sozialismus und Nationalismus die beiden großen Mühlsteine, zwischen denen der Fortschritt die Reste der alten Welt und zuletzt sich selbst zermalmt. Durch einen über hundertjährigen Zeitraum hindurch spielten sich die „Rechte“ und die „Linke“ die durch die optische Täuschung des Wahlrechts geblendete Masse wie Fangbälle zu. Immer schien bei dem einen Gegner noch eine Zuflucht vor den Ansprüchen des andern zu sein. Heute enthüllt sich in allen Ländern immer eindeutiger die Tatsache ihrer Identität, und selbst der Traum der Freiheit schwindet wie unter den eisernen Griffen einer Zange dahin. Es ist ein großartiges und furchtbare Schauspiel, die Bewegungen der immer gleichförmiger gebildeten Massen zu sehen, denen der Weltgeist seine Fangneße stellt. Jede dieser Bewegungen trägt zu einer schärferen und unbarmherzigeren Erfassung bei; es wirken hier Arten des Zwanges, die stärker als die Folter sind: so stark, daß der Mensch sie mit Jubel begrüßt. Hinter jedem Ausweg, der mit den Symbolen des Glücks gezeichnet ist, lauern der Schmerz und der Tod. Wohl

<sup>5)</sup> Ernst Jünger, *Der Arbeiter, Herrschaft und Gestalt*, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1932.

dem, der diese Räume gerüstet betritt.“ Ein Zurück gibt es nicht. An einer Stelle seines Werks spricht Jünger von Kriegen in einer Linie mit Pyramiden und Domen — drei Erscheinungen, denen im besonderen Maße das Merkmal der Zwecklosigkeit anhaftet und die deshalb nicht von wirtschaftlichen Theorien völlig erklärt werden könnten, da es sich in ihnen vielmehr um kultische Vorgänge handle.

Ende und Anfang der Dinge ist für Jünger der Krieg. Eine der geistreichsten Aussagen seines Aufsatzes über die totale Mobilmachung leitet sogar dem Kriege feindliche Kräfte aus dem Kriege ab: „Die totale Mobilmachung wechselt ihr Gebiet, nicht aber ihren Sinn, wenn sie statt der Heere des Krieges die Masse des Bürgerkriegs in Bewegung zu setzen beginnt.“ Man könnte über diese zum mindesten einseitige Betrachtung der Welt als über etwas nur bedingt Richtiges, bestimmt Gefährliches und vielleicht Unfruchtbaren hinweggehen, wenn nicht Jünger eben über den Krieg als Krieger, Soldat und „Bürger“ spräche. Jünger ist Krieger aus Blut und Rasse, Soldat aus intellektueller Begabung, in Anpassung an das von der Stunde Geforderte, Bürger, oder sagen wir lieber, ein Mensch von höchster gediegenster Kultur, das ist er durch die tragische Gnade, die ihm zuteil wurde. „Es widerstrebt dem heroischen Geist, das Bild des Krieges in einer Schlacht zu suchen, die durch menschliches Handeln bestimmt werden kann.“ In diesem Satz liegt das ganze Problem Ernst Jüngers beisammen. Heroismus und Geist, die sich bewähren möchten in etwas Übermenschlichem, aber in eine Zeit hineingeboren werden, die dieses Übermenschliche nicht anders als in einer unheimlichen, unfaßbaren, unsichtbaren Gegenwart der Dämonen voraussezenden Leere darzeigt. „In den Tiefen des Kraters besitzt der Krieg einen Sinn, den keine Rechenkunst zu zwingen vermag. Diesen erahnte der Jubel der Freiwilligen, in dem die Stimme des deutschen Dämons gewaltig zum Ausdruck kam, und in dem sich der Überdruß an den alten Werten mit der unbewußten Sehnsucht nach einem neuen Leben verband. Wer hätte gedacht, daß diese Söhne eines materialistischen Geschlechts den Tod mit solcher Unbrust begrüßen könnten? So kündet sich nur ein Leben an, das reich an Überfluß ist, und das die Sparsamkeit der Bettel- leute zu verachten weiß.“

So kündet sich ein Leben an; — kündet sich nicht auch noch ein anderes Leben an, das vielleicht dem neuen gegenüber nur den einen — allerdings gefährlichen — Fehler hat, das alte Leben zu sein? Das alte, nicht zu Ende gelebte, nicht wesentlich gelebte Leben? Wenige Menschen im heutigen Europa zeugen so stark für dieses alte Leben wie gerade Ernst Jünger. Es war kein faus pas von ihm, in der „Corona“ den anfangs dieser Zeilen erwähnten Aufsatz über die Vokale zu schreiben. Und so ist es auch nicht seige und unwesentlich, das letzte Buch Jüngers, die „Blätter und Steine“<sup>6)</sup>, in erster Linie zu lesen als eine Offenbarung von der Licht-

<sup>6)</sup> Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1934.

seite des deutschen Sprachgeistes her. Wenn auch diese makellose Prosa durch und durch bestimmt scheint von der Nahrung, die ihr der Krieg gegeben hat, so ist sie doch teilhaftig und verpflichtet jenem andern Reich, dem der steten Fruchtbarkeit des Lichtes, der wachstumshafsten Vernunft. Gewiß ist dieser Stil ein sachlicher, soldatischer, aber er ist zugleich im höchsten Sinne deutsch, wird aus fast undurchdringlichem Dunkel zur Klarheit. Man kann deutsches Wesen nicht auf die Macht des Dunkeln beschränken. Man kann nicht die großartigen Leistungen der wahren Objektivität in Deutschland verwerfen wegen der fräzenhaften Entstellungen im Kopfe „gemütlicher“, „schläfriger“ Bürokraten. Der Urmeter in Paris, „mit dem man gemessen werde“, statt selbst zu messen, ist nicht eine Größe, die Deutschland zu umgehen hätte. Es wird jenem Maß eine neue Dimension zugesellen, aber es kann sich nicht damit begnügen, ja sogar sich rühmen, unvereinbar anders zu sein, einfach deshalb, weil es das nicht ist. Jünger in seiner Belesenheit und seiner Hochachtung vor dem Gegner muß doch wissen, daß gerade die Generation der Frontkämpfer nicht zuletzt in Frankreich sich in einer Weise ausgesprochen hat, die der seinen nicht so sehr entgegengesetzt ist. Wenn auch der Weg zur Ratio für den Deutschen ein längerer, mühseligerer ist als für den Franzosen beispielsweise, so besagt das doch nicht, daß er weniger notwendig oder weniger fruchtbar wäre. Warum versagt hier Jüngers Gefühl für die gegenseitige Steigerung des scheinbar Unvereinbaren? Und warum schöpft Jünger nicht ein Hochgefühl aus diesem deutschen Zustande, eben die Gegensätze von Ost und West in sich zur Einheit — nicht zum schwächeren arithmetischen Mittel — bringen zu müssen? In diesem Zustand liegt eine übermenschlich schwere und schöne Aufgabe, die vielleicht noch mehr Tapferkeit erforderte als jene andern, zu denen Jünger mahnt. Nein: wenn Deutschland in Europa etwas ist — und in Europa ist es nun einmal —, dann ist es das Reich der Mitte, das vermittelnd zwischen der unendlichen Ahnung Russlands und der geschwinden Helligkeit Frankreichs seine aufrichtigste und eigenste und heroischste, weil schwerste Rolle spielt.

Und wie sollten wir denn Jüngers Worten, die sich auf solche Fragen beziehen, ganz glauben, da doch sein ganzer Sprachleib so stark zeugt für jenes Europa in deutscher Form, das er für eine tote Hülle hält? Wie sollte Totes solche Säze sagen? Wie sollte solche Prosa einem gänzlich verfallenden Kulturstand entsteigen? Wird geboten, den Baum abzuhauen, wenn er noch Früchte trägt?

Oder eine andere Frage: Warum zitiert Jünger so oft die Franzosen Baudelaire und Pascal, den Spanier Cervantes, den Engländer Sterne — und nie einen Tolstoi, einen Dostojewski? Doch offenbar, weil der Urmeter im Westen dem sichtenden lebendigen Geiste mehr ist als die Abwesenheit jedes Maßes.

Und noch ein Anderes: Hat sich Ernst Jünger klar gemacht, was seine Ideen in der Hand des Pöbels werden? Oder auch nur in der Hand derer,

die nicht über so umfassende Spannungen und das aus ihnen kommende Verantwortungsgefühl verfügen? Oder wünscht etwa Jünger nur den Banderillo zu spielen dem deutschen Stier gegenüber und rein als Bewegung schaffendes Reizmittel im deutschen Wesen zu wirken? Aber in dieser Rolle würde ihn wieder sein Stil Lügen strafen. Und der Schriftsteller, der das „Lob der Vokale“ gesungen hat und den „Dalmatinischen Aufenthalt“, wird es nicht so leicht dem Kritiker übel nehmen dürfen, wenn dieser dem Stil über alle inhaltlichen Werte hinaus eine richtende und letztlich ausschlaggebende Bedeutung zumeist. Jünger mag nur einmal versuchen, die kristallene Mathematik seiner Sprache einzubauen in sein Weltbild, und er wird nicht mehr so leicht finden dürfen, die Welt des alten Europas sei durch und durch faul.

Immer verborgen ist dem Aug' des Er schaffenen Ursprung,  
Doch Ursprünglichem nah wohnet ein schaffender Sinn.  
Wissenden ziemet Verehrung. Das merkt! Es ziemet dem Dichter  
Dankbar dem Lichte zu sein, arm ist an Wohlstat die Zeit.  
Niemals irret die Sonne. Doch fand ich viel täuschenden Irrglanz,  
Dunkel schien mir das Aug' gräberbewohnenden Volks.

Diese Verse, die übrigens Ernst Jünger gewidmet sind, führen uns zu der reizvollen lyrischen Abwandlung seiner Problematik bei seinem Bruder Friedrich Georg Jünger. Wenn von ihm viel kürzer hier gesprochen wird, so nur deshalb, weil es noch viel weniger angeht, Verse ihrer Form zu entkleiden als Prosa. Man müßte zitieren, viel zitieren. Zwei Bände Friedrich Georg Jüngers liegen vor, die „Gedichte“<sup>7)</sup> und „Der Krieg“<sup>8)</sup>, wobei letzterer teilweise wieder Gedichte aus dem ersten Band aufnimmt und erweitert. Man kann sich ja fragen, ob der Stoff des Weltkrieges eine Behandlung in kurzen Gesängen vertrage, ob nicht damit die eine seiner Dimensionen verfälscht werde. Frühere Kriege waren wohl einer solchen Darstellung sehr viel angemessener, da in ihnen die einzelne Schlacht eine ganz andere Bedeutung hatte. Immerhin ist der Versuch als solcher schon eine Tat und beweist vielleicht noch stärker als die auf dem Boden des Romans endlich ans Licht tretende Kriegsernte, daß die Früchte jener Zeit, die man mit Angst, ja Grauen über lange ausbleiben sah, erlösend reisen. Die „Gedichte“ sind eine fast lückenlose Reihe reiner Freuden. Rhythmische und klangliche Meisterschaft dienen einer kaum je nachlassenden inneren Spannung. Den Höhepunkt dieser Gedichte findet man vielleicht in jenen, wo sich ein pantheistisches Naturgefühl mächtig ausspricht. Darin verfügt der Dichter über eine Spannweite, die vom genau beobachteten kleinsten Einzelwesen bruchlos hinübergreift zu der hymnischen Allschau und auf diesem Wege sich Alles organisch zu verbinden weiß, was praktische Naturerfahrung und antiquarische Bildung in seinen Lebenskreis hineingetragen haben.

<sup>7)</sup> Widerstandsverlag 1935.

<sup>8)</sup> Widerstandsverlag 1936.

Noch stärker als bei Ernst Jünger spürt man bei dem Lyriker Jünger, wieviel diese beiden Menschen der Antike verdanken. Den Weltkrieg in Distichen wiederzugeben, das ist entschieden ein Unterfangen, zu dem ein ganzes Erleben von Gegenwart und Vergangenheit nötig ist, welches aber auch eines nicht alltäglichen Vertrauens bedarf darauf, daß auch die maßloseste Wirklichkeit noch Maß gewinnen könne und müsse. Es ist ja eine seltsame Erscheinung der deutschen Geistesgeschichte, daß sie fremde Anstöße wellenförmig in größeren Zeitabständen aussortiert. In Deutschland wird der Humanismus zu der Zeit, wo ihn Frankreich stark und erschöpfend verarbeitet, nur angeschnitten und erlebt dann seinen Höhepunkt zwischen zwei seinem Wesen nach nicht klassischen Geistesströmungen, zwischen Sturm und Drang und Romantik. Nun erleben wir in den Brüdern Jünger eine neue Welle, die bedeutsam Zeugnis ablegt für die Fruchtbarkeit der griechisch-deutschen Begegnung. Offenbar wären ja diese Gedichte nicht möglich ohne die Elegien Goethes oder Hölderlins Lyrik beispielsweise. Aber das besagt wenig gegen ihre Wesentlichkeit. Wie ja der Kampf gegen die humanistische Bildung vorwiegend von Menschen geführt wird, die dieser nicht teilhaftig sind, so wird keiner, der einen tieferen Blick in die Antike getan hat, daran zweifeln, daß endlose Schäze noch ungenutzt für den Geist unserer Zeit dort verborgen liegen. Es ist auch kein Ausweichen vor der heutigen Wirklichkeit, was wir bei Friedrich Georg Jünger finden. Wenn der Krieg und das Naturgefühl, auch die tätige Einfühlung in die Natur, die Hauptrolle spielen bei ihm, so entspricht das sicher seinem realen Leben. Und die Mythologie, deren gelehrter Sänger Friedrich Georg Jünger ist (übrigens: wie groß ist doch der Anteil der Gelehrsamkeit in der antiken Dichtung!), füllt ganz organisch eine leere Stelle seines Weltbildes aus, nämlich die, welche bei den meisten Menschen von heute das Christentum einmähme. Jüngers Dichtung ist heidnisch durch und durch. Wer sich aber darüber beklagen wollte, müßte zuerst nachweisen, daß das Christentum derjenigen, die es formend betätigen, über mehr innere Glut und Wahrhaftigkeit verfügt. Seltsam wirkt bei dieser heidnischen Einstellung vielleicht nur die — zwar nur einmal gewagte — Verbindung mit dem altgermanischen Kult, also die Stellungnahme für Wittekind und gegen Karl den Großen. Sollte hier das Neue gelingen, die Antike einzubauen in den europäischen Geist ohne die Vermittlung oder wenigstens lichtbrechende Begleitung des Christentums?

Es bewahrheitet sich in diesem Dichter, der wie wenige berufen ist, für das wahre Leben des heutigen Deutschland zu zeugen, es bewahrheitet sich in ihm wieder einmal die große unschuldige Nehmefreudigkeit des deutschen Sprachgeistes, der im Wehen aller Winde am reinsten sein Wesen erweist. Jedes Volk ist wahrscheinlich dann am meistes es selbst, wenn es am wenigsten sich darum sorgt und darnach fragt. Wenn Friedrich Georg Jünger den Tod Orpheus' so leibhaftig sieht, dann muß er ihn auch so gestalten, und wenn ihm Priap und der große Pan Gegenwart sind, dann wird

er ihnen eben in neuer Sprache Heimat geben müssen. Und das mit der selben Selbstverständlichkeit, wie er in seinen Distichen wissenschaftlichen Ausdrücken oder fremden geographischen Namen Eingang gewährt.

Mehlstau fürcht' ich und Rost, sie bedrohen mir blühende Rosen,  
Schwefel träuf'l ich hinab, bade mit Kupferkalk sie . . .

Petrosenhs gedenk' ich, der Höhe Mormonta, Canenis,  
Campolungs, Predeals, deiner o Ditozpaß auch . . .

Guillemont nenn' ich, umbrandet von Wettern, Cléry und Guinchy,  
Flers, Bouchavesnes, Courcellette, Frécicourt, Sailli, les Boeufs . . .

Gewiß sind solche Verse nicht das, was Friedrich Georg Jünger zu einem Dichter machen möchte, aber sie sind Zeichen seiner unbekümmerten Bildung, wobei uns bewußt wird, daß es vielleicht in der heutigen Zeit kein feindlicheres Paar gibt als eben Unbekümmertheit und Bildung. Und daß an dieser Feindschaft beide Mächte in Gefahr sind, zu verkommen.

Seinem Bruder Ernst gegenüber scheint Friedrich Georg Jünger die glücklichere Natur zu sein bei gleichen Erlebniskreisen. Oder ist es nur die gehobene Form großer Lyrik, die die Bitterkeit des Tages zu verjagen imstande ist, gegenüber der doch schon so haltungsschönen Prosa Ernst Jüngers? Anthologien der Zukunft werden Vergleiche anstellen über die Behandlung derselben Erlebnisses bei den beiden Brüdern, z. B. zwischen dem „Dalmatinischen Aufenthalt“ Ernst Jüngers und der Elegie „An das Licht“ Friedrich Georg Jüngers. Und es werden sich die verschiedenen Stilgebote mit erstaunlicher Klarheit daraus ablesen lassen. Wo aber, unter welchem Titel werden diese Anthologien die Brüder einordnen? Unter die Apokalyptiker des 20. Jahrhunderts? Oder unter die Verkünder eines neuen Humanismus? An eine Stelle, die an diejenige Maurice de Guérins, des früh vollendeten Nachklassikers unter den französischen Romantikern, erinnert? Gedenfalls unter die, welche durch ihren Wert den stärksten Gegenbeweis führen gegen den Pessimismus, den sie verkünden.

# Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Die Schweiz und der Rheinkonflikt.

Von allen Staaten, die, neben den unmittelbar beteiligten Mächten des Vercarno-Paktes, durch die deutscherseits erfolgte „Außkündigung“ dieses Vertrages betroffen werden, ist wohl die Schweiz vielleicht am unmittelbarsten berührt. Denn wenn ein Staat nicht nur aus einem generellen Interesse am Frieden die Vermeidung eines deutsch-französischen Konfliktes wünschen muß, sondern durch die frigerische Eventualität direkt körperlich berührt würde, so ist es die Schweiz. Das ergibt sich nun nicht nur aus ihrer geographischen Lage, sondern ebenso aus ihrer Tradition, wie sie aus den Abmachungen des Wiener Kon-